

83] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

In der Tat, der Fall schien erledigt. Alle waren sich darüber einig. Aber die Jagd ist erst zu Ende, wenn das Bild zu Tode gehegt ist. Man muß es niederwerfen und Blut fließen sehen, es kochen hören und mit Augen und Ohren seinem Todeskampf folgen. So auch hier. Die Zuschauer wollten das Drama bis zum Schluß sehen, nicht die kleinste Nuance wollten sie sich entgehen lassen, nicht den Schauer des Erwartens vor dem Verdikt, die kalte Feierlichkeit des Urteils, den Schrei des Verurteilten, die bestürzte Miene des Verteidigers, vielleicht ein ersticktes Schluchzen im Saal; die ganze Scala der Erregung mußte ausgekostet werden, welche der Anblick der Verzweiflung diesen vertrockneten Seelen und ihrer abgestumpften Phantasie hervorlocken konnte.

Balens sah unendlich abgespannt aus und erklärte, daß ihn nur noch das Verdikt interessiere.

„Ob der Staatsanwalt lange sprechen wird,“ fragte er gähnend. „Weshalb will er überhaupt noch sprechen, da die Sache doch von vornherein erledigt ist?“

„Diese Leute machen sich ein Vergnügen daraus, ihren Triumph lange zu genießen,“ lezte Pépinet auseinander, der mit Proz gekommen war. „Also finden Sie sich nur damit ab, die langweilige Predigt zu verbauen.“

Der dicke Mann wurde unruhig; er schlief immer beim Zuhören ein, schnarchte manchmal laut und fürchtete, lächerlich zu wirken. Vola mußte ihm versprechen, ihn zu kneifen, um ihn aufzuwecken.

„Sehr . . . Bis aufs Blut, nicht wahr?“

Das Erscheinen des Gerichtshofes schwächte den Lärm nach und nach. Obwohl man bei der allgemeinen Unruhe kaum hörte, was der Präsident sagte, verstand man, daß Herr d'Entraque aufgerufen wurde. Erstaunte Fragen schwirrten durcheinander.

„Was ist denn das? . . . Noch einmal. . . . Ist es noch nicht zu Ende? . . . Weshalb ruft man ihn? . . . Was will man denn von ihm? . . .“

Der Teil des Publikums, der besser verstanden hatte, erflärte:

„Es geschieht auf den Wunsch des Verteidigers.“

Jeder erregte sich über diese neue Komplikation.

„Brévine hat doch gesehen, daß dieser tüchtige Kerl sich nichts gefallen läßt . . .“

„Brévine nimmt sich zu viel heraus — er macht mit den Zeugen was er will. — Das ist seine Art. — Oder will er Zeit gewinnen?“

„Sie werden sehen, daß es für ihn ungünstig abläuft!“

„Wer weiß! Er ist so tüchtig!“

Indessen war d'Entraque erstaunt vorgetreten. Er nahm dieselbe Stellung wie am vorigen Tage ein, kreuzte die Beine vor dem Gitter, auf das er sich stützte, und hatte die Lippe hochmütig aufgeworfen. Brévines sonore Stimme übertönte das lezte Murmeln:

„Herrn d'Entraques Aussage ist von solcher Wichtigkeit . . .“

„D, o,“ flüsterte Languard seiner Frau zu, „sollte er die Gewißheit haben, sie zu vernichten?“

„— daß ich den Zeugen noch einmal frage, ob er völlig im Sinne seines Schwures gesprochen hat, ohne auch nur im geringsten von der Wahrheit abzuweichen?“

„Sie stellten diese Frage schon gestern, Herr Rechtsanwalt,“ warf Herr Motiers de Fraisse ein, „wir können doch nicht immer von vorn anfangen.“

„Verzeihung, Herr Präsident! Seit gestern habe ich eine neue und sehr triftige Veranlassung, die mich zwingt, auf diese Aussage zurückzukommen. Es hängt lediglich vom Zeugen ab, ob er mich zwingt, des näheren darauf einzugehen. Vorher wünsche ich, daß er uns erklärt, ob er seine Angaben aufrecht erhält.“

„Das ist Faselerei,“ brummte Chaussy, von dem schneidenden Tone des Rechtsanwalts betroffen.

Gespannt hatte Herr d'Entraque zugehört und drückte nervös seine Handschuhe zusammen. Hochmütig antwortete er: „Ich denke, daß der Herr Verteidiger an meinem Plage so die Wahrheit sprechen würde, daß an seinen Worten nicht zu rütteln wäre. Ich bitte mir aus, daß er das gleiche von mir annimmt!“

War es nicht die gerechte Empörung eines Ehrenmannes, den der schimpfliche Verdacht beleidigt und der sich doch aus Rücksicht auf den Ort, an dem er spricht, beherrscht? . . . Brévine fühlte, wie die Menge mit dieser Antwort einverstanden war. Er wandte sich dem Publikum zu: feindliches Murmeln begann, es wurde lauter und lauter, und drohte in Lärm auszuarten. Mit einer ruhigen, sehr ernstesten Bewegung bat er um Ruhe. Seine Augen suchten Frau d'Entraque. Sie saß in der Ecke der ersten Bank hinter den Zeugen und war durch drei Personen von Herrn Marney getrennt. Als sie ihn fragend anblickte, antwortete er mit einem Blick, den nur sie allein verstand; dann sprach er wie gewöhnlich schnell weiter mit jener tadellosen Betonung, die jeder Silbe Messerschärfe verlieh.

„Das ist sehr gut gesagt — aber es ist keine Antwort. Ich will also genauer sein. Der Zeuge hat dem Untersuchungsrichter am 2. September eine für meinen Mandanten günstige Aussage gemacht, konform seinem ersten Bericht nach dem Unfall, wie sie gestern von den Herren Châtel und Lavaur wiederholt wurde. Einige Tage später, genau am 11. September, hat er uns über dasselbe Ereignis eine andere Version gegeben, die Lermantes' Verhaftung zur Folge hatte. Nun frage ich den Zeugen nochmals, ob sich in der Zeit zwischen den beiden Aussagen etwas ereignete, was seine vertraulichen Beziehungen zum Angeklagten gänzlich änderte? . . .“

Lermantes konnte den Sinn dieser Frage nicht verstehen, weil er von der häuslichen Szene, die sein letzter Besuch bei Frau d'Entraque verursacht hatte, nichts wußte. Doch fühlte er, daß sie irgendwie mit dem Geheimnis, dessen Wahrung ihn so teuer zu stehen kam, zusammenhing. Er beugte sich in einer Haltung leidenschaftlicher Erwartung vor, wie um den Lippen die Worte zu entreißen, auf die er lauerte.

Da d'Entraque zu antworten zögerte, sagte ihm Herr Motiers de Fraisse:

„Haben Sie die Frage nicht gehört?“

Er verlor die Sicherheit und stotterte:

„Ja, aber . . . ich . . . ich habe sie nicht verstanden!“

Brévine rief lebhaft:

„Wie . . . ich bin ganz sicher, daß alle außer Ihnen sie verstanden haben. Aber damit Sie keine Ausrede haben, will ich noch klarer sein, da Sie es wünschen.“

Er sprach noch langsamer, jedes Wort schallte laut:

„Als der Unfall sich ereignete, unterhielt Herr d'Entraque mit meinem Mandanten die freundschaftlichsten Beziehungen, weil mein Mandant ihm aus einer sehr großen Verlegenheit geholfen hatte, auf die ich nicht näher einzugehen habe. Diese Beziehungen wurden bis zum zehnten September durch nichts geändert. — Ich bin doch ganz klar, Herr d'Entraque? . . . An jenem Tage — und an keinem andern — haben infolge eines Streites, der gegen halb zwölf Uhr abends zwischen Ihnen und einer dritten Person stattfand, Ihre Empfindungen vollständig gewechselt. Es ist gleich, ob mit Recht oder Unrecht. Darüber will ich nicht urteilen. Aber sicher ist, daß Sie am Tage darauf dem Untersuchungsrichter Ihre zweite Aussage machten, die Sie gestern voller Ueberzeugung wiederholten. Ich bitte Sie, meine Herren, zu bemerken, daß Herr d'Entraque plötzlich die Aussage machte, ohne vom Richter aufgefordert zu werden.“

Diese Angaben, die allein von seiner Frau herrihren konnten, ließen d'Entraque erraten, daß sie gesprochen hatte. Er war sich klar, daß er weiter lügen mußte. Ohne voranzusehen, wohin ihn sein Zeugnen führte, mußte er sich durch Kühnheit behaupten.

„Ich habe schon gestern erklärt, wie reifliches Nachdenken — etwas sehr Natürliches — mir gestattete, die Tatsachen richtigzustellen.“

„Der Zeuge antwortet immer mit Ausreden. Ich will,

daß er mir erklärt, ob der Streit, von dem ich spreche, stattgefunden hat oder nicht?"

— Weshalb wußte Herr d'Entraque nichts zu sagen? Er biß auf seinen Schnurrbart und rollte wütend die Augen... Das dumpfe Murmeln der Menge änderte den Ton, wie der Wind anders pfeift, wenn er von Süden oder Norden kommt. Brévine fuhr fort:

"Ich begreife, daß Herr d'Entraque sich weigert, die Gründe der Aenderung seines Vorgehens auseinanderzusetzen. Ich frage ihn nicht danach. Er soll nur zugeben, daß es wichtige Motive waren, die sein Zeugnis beeinflussten. Daß die erste Aussage über den Unfall die einzig richtige war. Dann bin ich zufrieden."

D'Entraque stampfte mit dem Fuß auf und rief zornig: "Ich gebe gar nichts zu!"

"Ich muß den Zeugen darauf aufmerksam machen, daß mit oder ohne ihn die Angelegenheit sich klären wird... Verzeihen Sie meine Langsamkeit, Herr Präsident. Sie werden gleich verstehen... Da der Zeuge nichts zurückziehen will, erhält er also seine Aussage aufrecht?"

D'Entraque war sinnlos vor Wut und deshalb nicht imstande, die Tragweite seiner Worte zu ermessen; er schrie: "Soll ich Ihnen das noch bis morgen wiederholen, Herr?"

Es folgte eine sekundenlange Stille, die ewig zu dauern schien.

Balens flüsterte Lola ins Ohr:

"Einer von beiden schwindelt! Welcher?"

Sie antwortete erregt:

"Sei still!"

Langsam, mit einem Blick, dem aller Augen folgten, suchte Brévine Frau d'Entraque. Sie erhob sich, als ob er sie gerufen hätte. Er wandte sich dem Gerichtshof zu:

"Da es nicht anders sein kann, bitte ich Sie, Herr Präsident, von Ihrer richterlichen Entscheidung Gebrauch zu machen und Frau Gräfin d'Entraque, die im Saal ist, zu vernehmen."

Ein Flüstern ging vom Gerichtshof bis zu den Logen, von der Tribüne bis zu den reservierten Bänken. D'Entraque machte Miene, sich mit geballten Fäusten auf Brévine zu stürzen. Ein Gerichtsdienner versperrte ihm den Weg. Vermant hatte sich vorgebeugt, er ergriff seinen Verteidiger an der Schulter und flüsterte ihm mit erstickter Stimme zu:

"Schlagen Sie nichts, schweigen Sie, ich beschwöre Sie!"

Frau d'Entraque wartete und setzte sich ruhig dem Kreuzfeuer aller Blicke aus. Selbst René, Paul und Roland, die bis jetzt starr dageharrt hatten, standen wie die anderen auf. Chaussy stieß seine Nachbarn beiseite, um Frau d'Entraque zu sehen.

Herr Motiers de Fraisse konnte Brévines Antrag nicht ablehnen, er bewilligte ihn. So ging die junge Frau mitten durch die Menge hinter dem Gerichtsdienner her. Sie kam an ihrem Gatten vorbei, der im Prätorium zwischen dem Gitter und den Advokatenplätzen stand, und ihr Name und Vorname klangen durch die tiefe Stille.

Julie Eléonore d'Entraque, geborene de Ravenne, 33 Jahre alt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hirtenschalmel.

Von Paul Ernst.

Es war in Frankreich zur Zeit der Restauration. Ein Marschall des Kaisers, der auf dem Schlachtfeld zum Herzog gemacht war, der dann beim Umschwung der Dinge sich klug zur siegreichen Seite gehalten, reiste mit seiner Gattin und seinem dreizehnjährigen Sohn in einem vornehmen Wagen mit Extrapoß; er wollte seine alte Heimat wiedersehen, wo er lange als Junge barfüßig die Riegen geweidet hatte. Auf dem Kutschbod saß neben dem stattlichen treffengeschmückten Postillon der schwarzgekleidete, glattraserte, schweigsame Diener; der zweite Postillon ritt auf dem linken Vorderpferd des Viergespanns.

Der Herzog beugte sich aus dem Fenster, nickte einem Bauern zu, der, in schwerfälligen Holzschuhen am Wege stehend, die Hand über die Augen gelegt, dem daherrasselnden blihenden Wagen entgegengefahren hatte. Der Mann sprang vor Erstaunen oder Schrecken zurück, verlor einen Schuh, büdete sich und schlüpfte wieder hinein. Der Herzog legte sich in seinem Wagen zurück, lachte, daß ihm der Bauch wackelte, haute mit der flachen Hand der Herzogin auf das Knie und sagte: "Das war Meinier, er hat mich nicht erkannt; der hätte Augen gemacht." Die Herzogin machte ein verletztes Gesicht und erwiderte: "Aber bitte, Herr Herzog!" Der Herzog zog die Stirn ärgerlich in Falten und sprach zu seinem Sohn: "Deine

Mutter auch nicht, wenn er sie vor zwanzig Jahren gesehen hätte, mit Mannstiefeln so hoch, wie sie von ihrem Marktentertwagen herunter für zwei Sous Schnaps verkaufte." Die Herzogin antwortete: "Ich bin müde, ich will etwas zu schlafen versuchen."

Die Herzogin schlief oder schien zu schlafen, Vater und Sohn schwiegen. Einmal sah der Vater ihn forschend in das Blasse Gesicht und sagte: "Nicht immer so hinter den Büchern sitzen. Du brauchst Dir doch nichts abgehen zu lassen; wie ich so alt war wie Du, da hatte ich andere Vaden, und da gab's nur hartes Brot und Magerkäse."

Die Landstraße stieg etwas an, die Pferde gingen langsamer, der Herzog stieg mit seinem Sohn aus und ging neben dem Wagen her. "Ich kann das Schleichen nicht ausstehen," sagte er, "lieber laufe ich mir die Sohlen wund."

"Was hat man nun eigentlich von seinem Leben," fuhr er fort, "Ich habe doch nun alles, was ich wünschen kann: Ich kann essen, was ich will, die Leute buckeln vor mir, ich habe auch einen guten Wagen, aber das alles stillt das Sehnen des Herzens nicht. Wenn ich bei den Schafen geblieben wäre, dann wäre ich gescheiter gewesen. Du sollst es ja einmal besser haben als ich, Du heiratest Deine hunderttausend Francs Rente."

Sie waren hinter dem Wagen zurückgeblieben, nun waren sie allein. Mit einem Male hörten sie die Töne einer Hirtenschalmel. Sie gingen einige Schritte vorwärts, um einen freieren Blick zu bekommen, da sahen sie einige hundert Schritt abseits von der Straße, in dem violettblühenden Heidekraut, auf einem abgerundeten einzelnen Felsblock einen Hirtenjungen sitzen; er hatte die nackten braunen Beine von sich gestreckt, die große Zehe stand ihm hoch in der Rose seines Blases; die Schafe lagen in dem Heidekraut, einige gingen langsam Kräuter und Gräser abbeißend, ein Lamm hüpfte mit wackelndem Schwänzchen zu seiner Mutter; der Junge aber saß unbekümmert auf dem Felsen, ganz verloren in sein Blasen und Fingern.

Der Sohn sah zu dem alten Herzog auf; dem rollten die Tränen über die gebräunten Wangen, fielen auf die weiße Weste, die über seinem Bauch sich wölbte; der Vater nahm seine Hand, er fühlte, wie die Hand des Vaters bebte. So schritten sie zusammen durch das Heidekraut. Ein Schaf sprang erschrocken auf, lief mit wackelndem Fließe fort, andere Schafe erhoben sich und liefen, der Hund kam angerannt und sah die beiden fragend an; endlich setzte auch der Junge seine Schalmel ab und wendete große dunkle Augen auf sie mit ruhigem Gesichtsausdruck.

Der Herzog fragte: "Was machst Du denn da?"

"Ich hüte," erwiderte ruhig der Junge.

Ärgerlich setzte sich der Herzog in die Heide, er riß sich die Weste auf und pustete. Dann sagte er zu seinem Sohn: "Ich habe auch gehütet; aber dann bin ich ausgerissen."

"Bin auch ausgerissen," sagte der Junge oben.

"Vierundzwanzig Stunden bin ich gelaufen, bis ich zu den Sansculotten kam," fuhr der Herzog fort. "Da haben sie mich auf ein Pferd gesetzt, und dann ging's los. Aber weißt Du, nimm Dich bloß vor den Weibern in acht. Was könnte ich jetzt für ein Kerl sein, wenn ich nicht Deine Mutter immer am Bein gehabt hätte! Der Kaiser hat oft seine Witze über uns gerissen. Aber ich habe nicht auf ihn gehört; na, er hat auf mich ja auch nicht gehört. "Majestät," sagte ich ihm, "was wollen wir denn noch! Ich habe für zwei Millionen Güter in Preußen. Ich habe genug." Nein, der wollte immer noch mehr haben."

"Eine schöne Schalmel!" sagte der Hirtenjunge. "Ich habe auch mein ganzes Schwanzgeld dafür bezahlt." Er reichte die Schalmel dem jungen Herzog. "Aus Birnbaum," fuhr der Junge fort; "die Ringe sind aus Knochen, das Mundstück ist aus Horn."

Der Herzog nahm die Schalmel seinem Sohn aus der Hand, setzte sie an den Mund und spielte. Die beiden Jungen sahen ihm erstaunt zu.

Der Herzog setzte die Schalmel ab und fragte den Hirten: "Wieviel Schwanzgeld kriegst Du denn?" "Einen Sou," antwortete der. "Verdammte Aristokratenbrut," rief der Herzog. "Kommen auch noch unter die Guillotine." schloß der Hirt ruhig das Gespräch.

Der junge Herzog sah den Schafen zu, welche ruhig standen und fraßen, dem Hund, welcher sich gelagert hatte, jappend die Zunge aus dem Maul hängen ließ und aufmerksam seinem Herrn ins Gesicht blickte; die Luft zitterte leise durch die Sonnenglut über der blühenden Heide; der Hirt dehnte sich auf seinem Stein, dann legte er sich auf den Rücken, die Arme unter den Kopf und sah in den blauen Himmel; der Hund streckte sich lang aus und blinzelte mit den Augen.

"Wie hast Du denn das gemacht, wie Du ausgerissen bist?"

fragte der junge Herzog den Hirten. "Na, so, bin ausgerissen," antwortete der. Nach einer Pause fügte er hinzu: "Mein Alter hatte mich zu einem Schneider in die Lehre gegeben, paßte mir eben nicht. Ich, des Nachts aufgestanden, mich angezogen, aus dem Fenster, und fort."

"Und hast Du denn gleich eine Stellung bekommen?" fragte der junge Herzog weiter.

"Gib mir meine Flöte wieder, Ihr macht mir sie noch kaputt," antwortete der Junge. "Natürlich, die freuen sich, wenn sie überhaupt einen Jungen kriegen für die Schafe."

Der Herzog stand auf, nahm seinen Sohn an der Hand, sagte: "Die Lebensverhältnisse im Volk sind einfacher als in unseren Kreisen, sie nähern sich mehr dem Naturzustand," und ging mit

ihm fort, auf die Landstraße zurück. Die Beiden gingen eine Weile, dann trafen sie auf den Wagen, der sie erwartete. Der Diener stand neben dem Schlag, den Zylinder in der Hand, öffnete die Tür, die Beiden stiegen ein.

Die Herzogin verdeckte ein Fläschchen und sprach: „Und das sage ich Ihnen, Herr Herzog, ich verlange, daß der Herzog von Numale sich entschuldigt. Ich brauche nicht neben einem kleinen Leutnant zu sitzen. Er ist Herzog und ich bin Herzogin. Was mache ich mir aus seinen Ahnen! Ich habe auch Ahnen. Majestät haben mir gesagt: „Aber was haben Frau Herzogin für prachtvolles Haar.“ Habe ich auch. . .“ Und in ähnlicher Weise redete sie weiter.

Vater und Sohn schwiegen; der Vater trommelte mit der Hand auf der Wagentür; der Sohn hatte ein Stückchen Papier aus der Brusttasche gezogen und schrieb verstoßen einige Zeilen auf. „Was schreibst Du denn da?“ fragte der Herzog; der Sohn errödete tief und antwortete stotternd: „Ich . . . ich . . . ich möchte wohl, daß Lamartine das Leben der Hirten besänge.“ Der Herzog seufzte tief, dann sagte er: „Daß die von der leichten Kavallerie doch alle so einen verfluchten Wanst bekommen mit den Jahren. Ich bin ganz außer Atem. Wozu bezahlt man eigentlich den Ärzten das viele Geld! Arme und Weine abschneiden, weiter verstehen sie nichts!“

Der Wagen kam in dem Bestimmungsort an; der Postillon auf dem vorderen Pferd blieb ein lustiges Stück, alle Leute stürzten zu den Fenstern, im schnellsten Lauf rasselte der Wagen durch die Straßen; vor dem Gasthaus stand der Wirt im besten Anzug, mit einem Orden auf der Brust, die Kellner; der Schlag wurde aufgerissen, die herzogliche Familie stieg heraus; die ganze Zimmerfront war für sie belegt, und auf dem Markt sammelten sich die Leute, um nach den Fenstern hochzusehen, wo die Herrschaften wohnten.

Das Essen wurde gebracht, viele Gänge; der Wirt servierte selber, er sagte: „Hier lasse ich eine Tafel anbringen, daß die Herrschaften in diesem Zimmer gewohnt haben. Das ist eine Ehre für die Kinder und Kindeskinde.“

Der junge Herzog sah wenig, er sah oft traurig zu seinem Vater hin. Dieser streichelte ihm mit der Hand über den Kopf und sagte: „Guter Junge, guter Junge.“ Nach dem Essen schmiegte er sich an den Vater und fragte: „Darf ich etwas bei Dir bleiben?“ Der Herzog streichelte ihn wieder und sagte: „Guter Junge, guter Junge.“ Nach einer Weile schickte er ihn ins Bett; der Junge küßte ihn auf die Stirn, küßte der Mutter die Hand und ging. Wie die Alten allein waren, sagte der Vater: „Ja, wenn man den Jungen nicht hätte, dann wüßte man nicht, wozu man lebt.“

Der junge Herzog hatte sich den Anzug des Hirten genau angesehen; er bestand aus einer gerlumpten Hose, die bis an die Knie ging, und einem Hemd; dann war da noch etwas wie ein Mantel, auf dem er saß. Wie er nun allein war, da schnitt er seine Hose ab, suchte sich ein einfaches, ungefärbtes Nachthemd aus, und nahm eine Reisebede; das alles legte er zur Seite; und wie es tiefe Nacht war, da zog er das Vorbereitete an, schlich auf den Zehenspitzen die Treppe hinunter, öffnete das Flurfenster, stieg hinaus, drückte es wieder fest und lief dann eilig aus der Stadt. Er ging eine Strecke auf der Landstraße, dann bog er in den Wald.

Am anderen Tage suchten die Eltern nach ihm; sie suchten im ganzen Hause, alle Dienstboten wurden verhört, man schrieb Artikel in der Zeitung, die Polizei suchte überall; aber der junge Herzog blieb verschwunden.

aber ich fühlte stets, daß das nur ein Flügelprüfen sei. Dann endlich kam das Leben und gab mir hier und da einen Inhalt, bei dem es mich überkam, ihn in poetische Form zu fassen, und es formulierte sich oft fast ohne allen Willen, es kam von selbst und wurde von mir festgehalten. Das war das Rechte, und da erst fühlte ich, ich hatte den Beruf zum Lyriker, ich wußte es sicher.“ Wahrlich! Lyriker ist Storm letzten Grundes seinem ganzen Wesen nach. Hat er selbst doch später Mörise auch gestanden, daß er, wenn er recht bewegt sei, der gebundenen Form bedürfe; in der Prosa aber ruhe er aus von den Erregungen des Tages. Daß sich der dichterische Keim so herrlich entfalte, das ist den Beiden Sonnen zu danken, die Storms ganze Dichtung durchleuchten: der Heimat und ihrer Natur und der Liebe.

Die Heimat hat den Dichter und Menschen Storm zugleich geboren. In ihr wurzelt jede Faser der wunderbaren Dichtungen. „In der Landschaft, wo ich geboren wurde,“ so heißt es in dem Entwurf zu der Tischrede, die der greise Dichter an seinem 70. Geburtstag gehalten hat, „liegt freilich nur für den, der die Bünschelrute zu handhaben weiß, die Poesie auf Heiden und Mooren, an der Meeresküste und auf den feierlich schweigenden Weidestüben hinter den Deichen.“ Mächtig lernte der junge Dichter die Bünschelrute handhaben. Die Natur selbst war darin wieder seine Lehrmeisterin. „Die Urtonen, die im Waldesgrunde schliefen“ — von denen Reinhard in „Immensee“ spricht — weckte er und brachte sie zum Tönen. Die zarte Neigung des jungen Studenten zur kindlichen Verta von Wuchau und später die traute Liebe des Mannes zu Frau Constance ließen ferner jene köstliche Liebeslyrik entstehen, die neben Zartheit und Weichheit eine solche starke, beirridende Sinnlichkeit atmet.

Aber schwerlich würde Storm sich zu jenem gereiften, geläuterten Mann und Dichter durchgerungen haben, der er später war, hätte nicht das Schicksal ihn in der Mitte des Lebens mit rauher Hand aus der Bahn geworfen. In Klaus Groths Behauptung, das Holstenheimweh — „dat Lengen“ nennt es der Dithmarsche — habe Storm zum Dichter gemacht, liegt eine tiefe Wahrheit. Als das harte Brot der Verbannung das Los des freien Priesen ward, weil er sich gegen die Dänenherrschaft auflehnte, da fand er, der Träumer, der bislang sein weiches Stimmungs- und Liebeslied gesungen hatte, jetzt mit einem Male die mutig-trohtigen Töne des politischen Kampfliedes. Und welche sehnsuchtschweren Heimwehlieder entringen sich der Brust des Verbannten. Welch zu Herzen gehende Klage um den Verlust der Heimat, die ihm alles ist, weiß er in seine Dichtungen, in seine Novellen zu legen. Später erlitt der hartgeprüfte Mann dann noch einmal einen schweren Schicksalsschlag: Frau Constance starb. Zusammen mit dem Heimweh in der Fremde hat dieses schwerste Ereignis seines Lebens Storm zum Dichter im reichen, reifen Sinne geschmiedet, zu dem Dichter, dessen Kunst ein solch gewaltiges Werk wie den „Schimmelreiter“ schuf.

Sein richtiger und poetischer Beruf sind Zeit seines Lebens meistens, wie er selbst bekennt, in gutem Einvernehmen gewesen. „Ja ich habe“, so beteuert er, „sogar oft als Erfrischung empfunden, aus der Welt der Phantasie in die praktische des reinen Bestandes einzutreten und umgekehrt.“

Der Bohnenkaffee und seine Surrogate.

Von Dr. med. L. Reinhardt.

Es liegt im Zuge unserer Zeit, alle sogenannten giftigen Genussmittel zu bekämpfen. Dieses Bestreben ist ja ganz gut und lebenswert, aber man darf da aus Unkenntnis nicht zu weit gehen und das Kind mit dem Bade ausschütten. So ist der Kaffee durchaus nicht der gefährlichste Trank, als welcher er von mancher Seite, namentlich von den Vertretern der Naturheilbewegung, hingestellt wird. Vor allem ist er kein sozial und ethisch gefährliches Gift wie der Alkohol, der die Einzelnen und ganze Völker zugrunde richtet, die Menschen, die ihm verfallen sind, nicht mehr losläßt und sie an Geist und Körper ruiniert, sie arm, krank und zu Verbrechern macht oder ins Irrenhaus bringt, von dem Jammer und Unglück, den solche über ihre Familien bringen, ganz zu schweigen. Ganz anders wirkt der Bohnenkaffee. Im Gegensatz zum Alkohol, der das Gehirn und die nervösen Elemente wie auch die Muskeln lähmt, ist der Kaffee ein echtes Anregungsmittel für diese empfindlichsten Organe des Menschen. Statt wie der Alkohol nur das Gefühl erhöhter Leistungsfähigkeit vorzutäuschen, indem er die von der Natur gewollten Hemmungen und das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vermindert und schließlich ganz beseitigt, steigert der Kaffee diese tatsächlich. Statt wie jener nur das Milddigleitsgefühl zu betäuben, regt er direkt die ermüdeten Muskeln zu erhöhter Leistungsfähigkeit an. Statt durch Lähmung der Mutgefäße ein trügerisches Wärmegefühl, das vielmehr nur eine unter Umständen verhängnisvolle, leicht im Winter zum Tode durch Erfrieren führende Wärmeabgabe bedeutet, wie jenes zu erzeugen, wirkt der Kaffee vielmehr direkt die Körpertemperatur steigend. An Stelle von vermeintlicher Anregung der Verstandeskräfte, wie sie der Alkohol vortäuscht, regt der Kaffee direkt das Gehirn zu verstärkter Tätigkeit an, belebt und verschönt Mäßigkeit und Schlaf.

Wie Theodor Storm zum Dichter wurde.

In einem alten Notizbuche aus seinen letzten Lebensjahren, in dem eigentlich nur die trockenen Begebenheiten des Tages verzeichnet wurden, hat Storm — dessen Todesstag sich am 4. Juli zum 25. Male jährt — begonnen zu erzählen, wie es kam, daß er ein „Poet“ wurde. Des Dichters Tochter Gertrud hat in dem unlängst bei Karl Curtius in Berlin erschienenen Liebesvoll erzählten und meisterhaft ausgeführten Lebensbilde ihres Vaters dieses für Storm so charakteristische Selbstbekenntnis wiedergegeben. „Nicht die Bekleidung eines Amtes“, beginnt er, „die Ausübung einer Industrie oder eines Handwerks macht den Beruf. Beruf ist nur, wozu man berufen ist; aber nicht etwa vom Staate oder durch äußere Lebensumstände, sondern durch das Bedürfnis unseres Inneren, es zur wesentlichen Aufgabe unseres Lebens zu machen, und so kann man allerdings zu allem Vorgenannten Beruf haben, aber ebensoviele als ohne Beruf treiben. Deshalb sollte der innere Drang zum Schriftstellertum keinen Beruf abgeben, da er mächtiger ist als irgendein anderer und da er die Verkündigung der Schönheit und der Pflicht zum Zweck hat?“ (So recht bezeichnend ist diese Stelle für die hohe Auffassung, die Storm von der Lebensaufgabe des Dichters hatte.) „Wie ich Schriftsteller, ich muß beschränkend sagen „Poet“ wurde, darüber weiß ich nur dies zu sagen: Mit 10 oder 12 Jahren, als eine sehr geliebte Schwester mir gestorben war, machte ich meine ersten Verse, in einer Umgebung, wo an dergleichen niemand dachte. Dann war der Stoff zur Ende und ich machte nun Verse ohne Gehalt; dann endlich, mit 18 bis 20 Jahren, suchte ich mir Inhalt zu meinen Versen,

Auch der Kaffee kann, im Uebermaß genossen, schädlich auf einzelne Organe, namentlich das Herz, wirken, Herzklappen, Aufregung und Schlaflosigkeit bewirken, aber er richtet den Menschen nicht an Geist und Körper zugrunde und verodet nicht zu unnützigem Gebrauche, macht ihn nicht zum Sklaven des Genusses. Vor allem sind stärkere Dosen Kaffee gewohnheitsmäßig genossen schädlich für Kinder, deren Gehirn reizbarer als bei Erwachsenen ist. Sonst sollten ihn Herzkranke, Nierenleidende, Nervöse, namentlich solche, die an Herzklappen und Schlaflosigkeit leiden, vollständig meiden. Sie sind es vornehmlich, die als Konsumenten des koffeinfreien Kaffees und der Surrogate des echten Bohnenkaffees in Betracht kommen, weil diese Stoffe, die dem Geschmack von Kaffee mehr oder weniger rein bieten, ohne das Gehirn und die Nerven zu erregen, den Herzschlag zu beschleunigen und den Blutdruck zu erhöhen.

Für Gesunde ist ein Genuß von zwei Tassen Milchkaffee durchaus unschädlich; erst größere Mengen können nachteilig wirken, namentlich wenn sie gewohnheitsmäßig genossen werden. Auch ein Täßchen schwarzer Kaffee ist zu billigen, wenn es nicht zu groß ist und der Magen solches erträgt, was nicht bei allen Menschen der Fall ist, da er sehr leicht durch die beim Rösten entstandenen brenzlichen Stoffe Sodbrennen erzeugt und die Verdauung nachteilig beeinflusst. Wer Kaffee trinkt, der tut dies doch in erster Linie, um sich die anregenden Wirkungen dieses Trankes zu verschaffen. Wer solches nicht will, der soll es unterlassen und lieber eine Tasse Milch trinken. Nur wenn der Geschmack der Milch nicht zusagt und Kaffee trinken möchte, aber aus irgendwelchen Gründen nicht darf, der soll ein Surrogat trinken, das ihm Kaffee vortäuscht, ihm also Genuß gewährt, ihn aber dabei nicht schädigt, wie der echte Kaffee. Kinder sollen unter allen Umständen Milch trinken, für die kommt überhaupt kein Kaffeeersatz in Betracht. Aber Kaffeegeschmacksliebhaber, die sich aus den obengenannten Gründen, oder weil sie zu Schlagflüssen oder Nasenbluten oder dergleichen neigen, sich des koffeinhaltigen Kaffees enthalten müssen, für die ist der koffeinfreie Kaffee angezeigt. Für weniger Vermittelte ist ein billigeres Surrogat zu empfehlen, die aus allen möglichen unschädlichen Stoffen hergestellt werden. Namentlich dienen dazu allerlei Früchte und Wurzeln wie Getreidelörner, Feigen, Eicheln, Roggstanten, gelbe Rüben und Cichorienwurzel. Wenn man diese Stoffe röstet, so entstehen wie beim Rösten des Kaffees allerlei brenzliche Stoffe, die dem Auszug mit heißem Wasser eine gewisse, allerdings meist ziemlich entfernte Ähnlichkeit mit Kaffee geben. Soll er dem des echten Kaffee wirklich ähnlich sein, so müssen doch irgendwelche Produkte des Kaffeebaums, die wenig oder gar kein Koffein enthalten, herangezogen werden. Dies ist beispielsweise auch bei dem durch die Anhänger von Pfarrer Smepp in Würzburg populär gewordenen, weitaus als bekanntestes Kaffeesurrogat zu bezeichnenden Kathreimers Malzkaffee der Fall. In diesem Präparat wurde das vorzugsweise verwendete Gerstenmalz beim Rösten mit dem nur Spuren von Koffein enthaltenden Fruchtfleisch der roten, kirchenartigen Frucht des Kaffeebaums versetzt, um ihm diesen gewünschten Geschmack des echten Kaffees zu erteilen. Wehlich werden die anderen Kaffeesurrogate behandelt, um einigermaßen einwandfreie Produkte, die als Ersatz des echten Kaffees gelten können, zu liefern. Unter diesen sind sehr empfehlenswerte Erzeugnisse, die es getrost mit dem vorhin genannten Malzkaffee aufnehmen können, ja einige Vorzüge, wie besonders den wichtigen Gehalt physiologischer Nährsalze, vor jenem voraushaben.

Von denjenigen Stoffen, die man dem Kaffee beimischt, um ihn gewissermaßen zu veredeln und so unschädlicher zu machen, erfreut sich noch immer der größten Popularität die zur Zeit der napoleonischen Kontinentalperre als Kaffeeersatz aufgebrauchte geröstete Wurzel der Pichorie, deren wilde Form, die Wegwarte, die Ränder der heimatischen Wege mit ihren blauen Blüten schmückt. Sie hat durchaus keine besonderen Vorzüge und dient mit ihrer starken Färbekraft in erster Linie dazu, auch den schwächsten Kaffee für das Auge wenigstens kräftig genug erscheinen zu lassen. In größeren Mengen ist sie der Gesundheit eher schädlich und verdirbt den Kaffeegeschmack.

Für zahlreiche Personen ist die Frage des Kaffeeersatzes praktisch in anderer Weise gelöst als die Liebhaber der altwäterlichen, aber immer noch sehr zu empfehlenden Mehlsuppe und des Malzkaffees bekräftigen: sie trinken einfach statt des Kaffees Kalao. Dieser hat vor jenem den großen Vorzug, nicht nur ein Genussmittel, sondern zugleich ein hochwertiges Nahrungsmittel zu sein, da er nicht unbedeutliche Mengen von Eiweiß, Fett und Zucker enthält. Das in ihm enthaltene Theobromin, ein näher Verwandter des Koffeins, ist weniger giftig als dieses und wirkt in den gewöhnlich genommenen Dosen nur angenehm anregend, ohne irgendwelche nachteiligen Folgen. Für Leute, die einer ausgiebigen Ernährung bedürfen, gibt es kein besseres Frühstückgetränk als ihn, wenn sie nicht vorziehen, zu einer noch substantielleren Kost, wie Haferbrei, überzugehen. Dieser ist ein ideales Frühstücksmittel, das nur Vorzüge und keine Nachteile besitzt. Aber wer bei Milch oder Milchkaffee aufgezogen ist, der wird diesem heimatlichen oder naheliegenden Essen als Frühstück keinen besonderen Geschmack abgewinnen. Er ist gewohnt, etwas Flüssiges und keinen solch schoppenenden Brei zu genießen, und da mündet ihm solche Speise nicht besonders. Der Mensch ist eben ein Gewohnheitswesen; was er gewohnt ist, und sei es an sich noch so wenig verlockend, das schmeckt und behagt ihm.

Verantw. Redakteur: Albert Wachs, Berlin. — Druck u. Verlag: Vorwärts-Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.

und wird deshalb auch viel besser verdaut und ausgenützt, als was ihm neu und ungewohnt ist. Und so geht es auch mit dem von den praktischen Engländern schon längst nach Gebühr gewürdigten Haferbrei, der in Britannien auf keinem Frühstückstische fehlt und als porridge das beste Fundament für den ganzen Tag legt. Wer sich an ihn gewöhnt hat, mag ihn nicht missen. Abgegeben von seinem hohen Nährwert und seinem reichen Gehalt an Nährsalzen ist er durch seinen großen Gehalt an phosphorsauren Salzen für den menschlichen Organismus und besonders für die reichlich Phosphor benötigende geistige Tätigkeit von ganz besonderem Werte und verdient den Vorzug nicht nur vor dem Kaffee, sondern auch vor dem Kalao. Ein gehöriger Teil Haferbrei und ein reches Stück Schwarzbrot dazu, das wäre unserem nervösen, überarbeiteten Geschlecht unendlich viel heilsamer und zweckmäßiger als möglichst dunkler Kaffee mit einem kleinen Stückchen seinem Weißbrot.

Laß die Blumen stehen!

Im Juliheft des „Türmers“ lesen wir folgende gerade jetzt besonders angebrachte Mahnung aus der Feder von Paul Weiß:

Aus der Steinwüste einer Großstadt war ich just zurückgekehrt in die bergumflößene Redarstadt; bei meinem ersten Ausflug in den Wald überraschte mich etwas: An einem Baume hing eine schlichte tiefrote Holztafel in der bekannten „Marterl“-form. Ich trat näher und schaute: Ein weißer Blütenkranz ins Dreieck gemalt, darunter der Spruch:

Laß die Blumen stehen
Und den Strauch;
Andere, die vorübergehen,
Erstrenn sich auch.

Also eine Mahnung — nicht als ob sie neu wäre — gegen den Egoismus, gegen das „Alles-selbst-haben-Wollen und Andern-nichts-Gönnen“, eine Mahnung, unserer lieben Nächsten zu gedenken.

In die Praxis übersetzt, wird es ja in den besten Fällen heißen: „Wenn Du's schon gar nicht lassen kannst, so reiß nur so viel ab, daß die „andern“, die kommen, auch noch etwas zum Abreihen finden.“ Die Kinder, diese kleinen Plünderer, haben es entweder gar nicht beachtet oder nicht verstanden oder doch schon längst vergessen. Und die Erwachsenen, die auf Blumen erpicht sind, werden sich herzlich wenig um die „andern“ kümmern und nötigenfalls ihr Gewissen damit salbieren: „Es gibt ja noch genug davon.“

Aber ich glaube, daß dem „Die-Blumen-stehen-Lassen“ noch auf andere Weise beizukommen ist. Muß denn die Rücksicht auf unsere Mitmenschen nur die Triebfeder dazu sein?

Warum werden denn unzählige Blüten und Zweige gebrochen und zu sogenannten Straußen geordnet, um dann nach einer Gnadenfrist von einigen Tagen ins Reichthum zu wandern? Ist es die Freude an der stillen Schönheit dieser Geschöpfe, ein Entgelt für das Sichhinaussehen in die Natur?

Ich lasse die Ausnahmen gelten; doch gibt es auch wohl dafür bessere Wege. Fast immer aber ist es nichts als ein kindisches Habenwollen, die launenhafte Freude am augenblicklichen Besitz. Gerade bei den Kindern kann man es am besten beobachten: sie können von den zarten Schönen nicht genug bekommen; aber eben so schnell sind sie ihrer Beute wieder überdrüssig.

Ich weiß es im voraus, welches Bild sich mir bietet, wenn ich in den kommenden Wochen an Sonntagen durch den Wald wandre: Auf dem Wege liegen die absichtlich und unabsehlich verlorenen Blumen, am Rande stehen die geplünderten, zerrissenen Bäume — kein erquickendes Bild für Augen, die sich an der Fülle und Harmonie der Natur laben wollen. Es gibt eine Klasse Menschen, denen alles, was grünt und blüht, vogelfrei dünkt. Wehe der Blütenmatte, über die sie geraten, und wehe dem Obstbaum, der einen blühenden Zweig über den Zaun hängen läßt! Ob sie den Baum verunzieren oder schädigen, was fragen sie danach! Nur haben wollen, haben müssen!

Müssen wir überhaupt Pflanzen pflücken? Wer draußen eine schöne Blume findet und seine Freude an ihr hat, reiße sie einmal nicht gleich ab, sondern strecke sich neben sie ins Gras und betrachte sie lange und genau; da wird er sie besser und schöner kennen lernen, als wenn er eine Handvoll gedankenlos pflückt. Er wird aufstehen und sie unbehelligt lassen; sie wird ihm vielleicht „zu leid“ tun. Und er hat ein wenig schöne Kunst gelernt: Das Genießen, ohne zu besitzen.

Wer Blumen auf diese Art lieb gewonnen hat, wird bald dem „Strauß“ die Fehde erklären und nur noch lebendige Blumen und Pflanzen an sich bulden. Denn er wird zugleich das Unbefriedigende dieses Besitzes empfinden; er genießt die vollendete Schönheit — ein unzulänglicher Ersatz für die Freude, eine Pflanze wachsen, sie Knospen treiben und ihre Blüten entfalten zu sehen; das mag manchen Strauß aufwiegen.

Ich weiß wohl, Blumen erfreuen sich des Vorzugs, das beliebteste und „sinnigste“ Geschenk zu sein. Aber ein Blumenstrauß ist eine nichtswürdig anspruchslose, gedankenlose Gabe. Man sagt: „Oh, die schönen Blumen,“ und stellt sie ins Wasser und sagt: „Ach, die armen Blumen!“ und wirft sie weg.

Darum: „Laß die Blumen stehen!“